



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Die Vorfälle in Graz.

Graz, den 19. Nov. 1847.

Zu Anfang des vorigen Monats starb zu Pettau, einer kleinen Stadt der südlichen Steiermark, der dortige Postmeister, Herr Franzki, ein hochbejahrter Greis, im Städtchen allgemein beliebt und geachtet. Er hatte, wie die meisten seiner Mitbürger, eine gegründete Abneigung gegen den Dechant (Stadtpfarrer), und war daher auf seinem Krankenlager unangenehm überrascht, diesen ihm verhassten Mann, ohne daß er seinen geistlichen Beistand angesprochen, im Ornat in's Zimmer treten zu sehen, um den Kranken zur Beichte zu hören und ihm sodann die letzte Delung zu ertheilen. Er wies dieses Ansuchen mit Bestimmtheit zurück, indem er ihm bedeutete, daß, wenn er fühlen werde, es sei an der Zeit, er denjenigen Priester zu sich bitten lassen wird, zu welchem er das meiste Vertrauen hege. Der erzürnte Dechant entfernte sich, und als der Kranke sich schwächer fühlte, ließ man den Kaplan der Pfarre rufen. Doch der Dechant, hiervon benachrichtigt, entsendete den Kaplan in anderen Berufsverrichtungen und ging selbst zum zweiten Male zum Kranken. Dieser erklärte nun abermals, nicht ihm, sondern nur dem Kaplan beichten zu wollen. Allein bevor endlich Letzterer zu ihm eilen konnte, war der alte Mann verschieden.

Der Dechant erklärte hierauf, daß, da der Postmeister weder gebeichtet, noch die letzte Delung empfangen habe, er weder eingesegnet, noch durch einen Geistlichen zu Grabe begleitet und sein Grab auch nicht im allgemeinen Friedhof bereitet werden könne. — Die Verwandten des Verstorbenen verschoben nun dessen Beerdigung und legten Klage beim Kreisamte ein; dieses entschied, er sei auf den Gottesacker zu begraben, ob jedoch Geistliche ihn einssegnen und begleiten, dieses habe die geistliche Behörde zu entscheiden. — Der Bischof von Steiermark Jägerle *), an den man sich wandte, verbot

*) „Fürst-Bischof Roman Sebastian Jägerle“ — schreibt man uns in einem andern Briefe — (wir haben über diese Angelegenheit im Laufe dieser Woche nicht weniger als sechs Einsendungen von den verschiedensten Seiten erhalten — ein Beweis wie sehr das Ereigniß die Gemüther aufregte), „ist ein geborner Schwabe aus der Gegend von Ulm. Ein Pflegesohn des verstorbenen Postmeisters, der in dieser traurigen Angelegenheit eine Audienz bei ihm nachsuchte und nicht vorgelassen wurde, wandte sich an den Consistorialrath P... dieser erklärte: der Dechant verfare ganz nach seinem Rechte. Der Bittsteller stellte ihm hierauf vor, daß die Geseze nur einem anerkannten Häretiker ein ehrenvolles Begräbniß verweigern können und daß im vorliegenden Falle vielleicht ein Priester aus der Nachbarschaft die Einssegnung vornehmen könnte.

streng jede geistliche Funktion, und obwohl gegen diesen Ausspruch an das Gubernium in Graz und an die Hofstelle in Wien Recurs ergriffen wurde, so mußte der Verstorbene dennoch, nachdem er achtzehn Tage unbeerdigt gelegen, ohne geistliche Begleitung zu Grabe getragen werden.

Dieser Vorgang hatte inzwischen großes Aufsehen erregt, und aus der ganzen Umgebung strömten die Leute zur feierlichen Beerdigung des von den Priestern der Kirche Verdammtten herbei; seine Enkelin, ein Kind von 6—8 Jahren, segnete den Großvater ein und sprach die ersten Worte an seinem Grabe; ein Doctor der Medizin hielt eine ausgezeichnete Leichenrede, mit allen Glocken der Stadt, welcher man sich mit Gewalt bemächtigt hatte, da die Geistlichkeit das Läuten derselben nicht gestatten wollte, wurde der Leichenzug begrüßt, und unter den Landleuten hörte man vielfach die laute Aeußerung, daß sie nun wüßten, wie man auch ohne Bezahlung der Stotagebühren zu Grabe getragen werden könne.

Nicht belehrt durch diesen ersten Vorfall, führte unser Bischof durch seine Intoleranz einen zweiten bedeutenderen herbei, von welchem ich Dir die genauesten Details mittheilen will.

Vor drei Tagen starb im hiesigen Krankenhause der Gerichtsactuar des Magistrats Georg Auerfchnigg, ein Mann von 61 Jahren. Auch ihn wollte man zwingen, einem andern Geistlichen, als dem seiner Wahl, die letzte Beichte abzulegen, und so ging auch er hinüber, ohne daß die priesterlichen Ceremonien verrichtet wurden. Diesmal versuchte Niemand mehr eine Aenderung des bischöflichen Ausspruchs zu erwirken, und man war ganz zufrieden, ihn ohne Geistlichen zu begraben. Vorgestern, den 18. d. M., um 4 Uhr Nachmittags, versammelte sich trotz des sehr schlechten Wetters eine große Menge der angesehensten Bewohner aus allen Ständen, um den sonst sehr wenig gekannten, und wegen seiner Erbheit unbeliebten Verstorbenen zu geleiten. Es schien, als wolle man durch die Begleitung der Leiche aussprechen, daß das clericale Verfahren allgemein gemißbilligt würde. Auch der hier allgemein beliebte Bürgermeister Dr. Hüttenbrenner erschien an der Spitze seiner magistratlichen Beamten. Der mit vier Pferden bespannte Todtenwagen, die Leichenmusik, Alles war bereit, nur der Leichnam selbst sollte nicht aus der Todtenkammer des Krankenhauses herausgegeben werden; ein Gubernial-Befehl verschob das Begräbniß auf den folgenden Tag, darüber entstand Unruhe. Es wurde in die Leichenkammer eingedrungen, der Leichnam in den Sarg gelegt, und ohne fehlbar hätte das Begräbniß Statt gefunden, wenn nicht der Bürgermeister das Ersuchen gestellt hätte, so lange sich zu gedulden, bis er vom Gouverneur, dem Grafen Wickenburg, einem im Ganzen beliebten und liebenswürdigen Manne, zurückkehre und von ihm persönlich die Entscheidung einhole. In wenigen Minuten von demselben zurückgekehrt, eröffnete er in einer kurzen Anrede der versammelten Menge, daß die Verschiebung des Begräbnisses angeordnet wäre, um vorher den Körper des Verstorbenen seziren zu können, und wenn, wie vielleicht möglich, eine Spur von Irrsinn zu entdecken wäre, demselben „sodann Alles in Gnade nachzusehen“ (eigene Worte), und ihn mit Begleitung des Geistlichen zu begraben. Die Bekannten des Verstorbenen hiermit nicht zufrieden, erklärten laut: sie kannten ihn seit vielen Jahren, er sei nie irrsinnig gewesen, sie wollten durch diese Ausflucht keinen Geistlichen zur Begleitung zwingen, es sei keiner nöthig, darum wollten sie auch in keine Sezierung willigen. Doch wurde dem Willen des Gouverneurs entsprochen. Der Consistorialrath entgegnete jedoch: „Den Priester, den es wägen würde ihn zu begleiten, werden wir zu bestrafen wissen.“

verneurs zu Folge von dem Verlangen der sofortigen Beerdigung abgestanden, der Sarg jedoch versiegelt und die Nacht hindurch bewacht, damit, wie sie ausdrücklich sagten, keine Verwechslung des Leichnams eintreten könne*).

Ungehindert ließ man dem Publikum seinen Willen. Gestern um 4 Uhr Nachmittags versammelten sich mehrere Tausende, Männer aus den gebildeten Ständen, und die Feierlichkeit nahm ihren Anfang. Eben sollte der Zug beginnen, da wurde dem Bürgermeister gemeldet, es habe sich der Militair- (Garnisons-) Kaplan eingefunden und er wünsche die Leiche einzusegnen und zu begleiten, getraue sich jedoch nicht im geistlichen Ornat, ohne Schutz des Bürgermeisters, vor die versammelte Menge zu treten. Der Bürgermeister begab sich zu ihm in ein Erdgeschloßzimmer des Krankenhauses, wo er sich versteckt gehalten, und führte ihn zum Sarge heraus. Ausrufe des Unwillens ertönten, als der Priester heraustrat, doch bald wurde es in der Menge bekannt, daß nicht der Kaplan des Spitals erschienen, dessen Pflicht es gewesen wäre, und welcher in Folge bischöflichen Befehls die Begleitung verweigerte, sondern der Garnisons-Kaplan, welcher gar nicht dazu verpflichtet gewesen und der doch unmöglich die Schuld seiner unwürdigen Kollegen büßen könne. — Nach Beendigung der Einsegnung erscholl deshalb ein vielstimmiges Lebehoch für diesen Priester, und der Jubel vermehrte sich noch mehr, als der Garnisons-Kaplan den ihm angebotenen Wagen auf's Bestimmteste ausschlug und erklärte, zu Fuß vor dem Leichenwagen einher gehen zu wollen. Der von vielen Tausenden begleitete Zug setzte sich durch die Stadt in Bewegung und vermehrte sich zur unabsehbaren Menge. Als derselbe bei der Haupt-Stadtpfarre vorüber kam, hatte der Stadtpfarrer die unverzeihliche — wie soll ich es nennen? — an einem Fenster sich sehen zu lassen. Augenblicklich erscholl ein allgemeines Hohn- und Spottgelaechter, und nur durch sein augenblickliches Verschwinden beschwichtigte er momentan den Tumult. Auf dem Friedhofe angelangt, ertönte nach abermaliger Einsegnung und lärmenden Lebehochs für den Garnisons-Kaplan, ein Todtenchor, vortrefflich ausgeführt von unserem Männergesangsverein, bestehend aus einigen Hundert Sängern. Niemals noch hatte dieser Chor so schön gesungen; die Sänger waren sichtbarlich durch die Erregung des ungewohnten Augenblicks ergriffen, und alle Anwesenden fühlten mit ihnen, daß dieser Moment eine mehr als flüchtige Bedeutung habe, in welchem die öffentliche Meinung die Intoleranz unserer Priester verdammt. Auch die Glocke der Friedhofskapelle mußte ertönen, von außen wurde der Thurm erstiegen, da die Kapelle verschlossen und die Glockenstricke weggenommen waren. So wurde allen Hindernissen Troß geboten, und nichts versäumt, um das Leichenbegängniß so feierlich wie möglich zu machen, welches sonst gewiß sehr einfach vorüber gegangen wäre. — Hiermit noch nicht zufrieden, gab sich die öffentliche Ansicht über diesen Vorfall noch weiter zu erkennen, ein Gedanke durchfuhr die Menge, (welche, wie ich bereits erwähnte, nicht aus der Hefe

*) Ein anderer Brief erzählt dies folgender Gestalt: Der Protomedikus erklärte: da noch nicht 48 Stunden verflossen, seitdem der Todte verblieben, so könne er gesetzlich noch nicht beerdigt werden. Als man sich hiermit nicht zufrieden gab, schickte der Bürgermeister zum Gouverneur. Dieser ließ sagen, das Begräbniß sei auf den andern Tag zu verschieben — da die Leiche erst secirt werden müsse. Dieses deutete das Publikum dahin, daß man den Verstorbenen als wahnsinnig gewesen erklären wolle, damit bei dem Begräbniß ein Geistlicher erscheine. Man machte den Magistrat dafür verantwortlich, daß die Beerdigung nicht sub rosa geschehe und der Magistrat ließ Sarg und Todtenkammer versiegeln. Am Abende wurde an allen öffentlichen Orten über diesen Vorfall so bitter und laut verhandelt, daß der Bürgermeister es für nöthig hielt dem Gouverneur über die Stimmung der Bürgerschaft zu berichten.

genen Gabe, welche ein Zeichen der Unzufriedenheit der Bürgerschaft über die Einsegnung vertheilt.

des Volkes, sondern durchaus aus der gebildeten Classe bestand), und im Triumphe sollte der Garnisons-Kaplan und der Bürgermeister in die Stadt zurückgebracht werden. Von dem Wagen, in welchem Beide zurückfuhren, wurden die Pferde ausgespannt, und Alles drängte sich hin, um die beiden so sehr populär gewordenen Mitbürger in die Stadt zu ziehen; es half kein Sträuben, die Wagenschläge wehrte man zu öffnen und sie mußten sich ruhig in den allgemeinen Willen fügen. Nun wurde aber nicht auf dem geraden Wege, sondern bei dem Jesuiten-Kloster vorbei gefahren; hier verstummte das bisherige Jubelgeschrei, und das bei allen Gebildeten verhaßte Kloster wurde mit Schmähworten und Steinwürfen begrüßt. Das Gleiche, doch weniger heftig, geschah bei der Stadtpfarre. Gegenüber dieser letzteren ist die Wachstube der Stadtpolizei und deren Mannschaft, welche bei der ganzen Feierlichkeit bis jetzt nicht sichtbar war, umringte jetzt plötzlich den Wagen, um das Weiterfahren zu verwehren. Dadurch wurde die sonst friedliche Scene leider durch einen kleinen Krawall gestört. Einige Polizeileute wurden zu Boden geworfen, die Uebrigen jedoch bald entfernt, und mit erneutem tausendstimmigen Freudengeschrei ging es fort durch die Herrengasse auf den Hauptplatz. Hier vor dem Rathhause, wo sich die Hauptwache befindet, wurde unmittelbar bei derselben stille gehalten und die beiden Gefeierten unter Lebehochs in das Rathhaus geleitet. Darauf ging Alles ruhig nach Hause, und die Vernünftigen aus allen Ständen freuten sich über diese Niederlege der die Gesetze der Civilisation und der Humanität so mißachtenden Priesterschaft. — Erst später wurde der Umstand bekannt, daß am Vormittag dieses denkwürdigen 19. Novembers bis zu später Stunde eine Gubernialsitzung war, in welcher beschlossen wurde, daß jedenfalls ein Priester die Leiche begleiten müsse. Dem Bischof, so wie dem Kaplan des allgemeinen Krankenhauses, in welchem Auerbach starb, ist der bestimmteste Befehl hierzu erteilt worden, und die Drohung der Suspension vom Amte und Einstellung des Gehaltes bei Nichtbefolgung ausgesprochen. Doch da der starre unbeugsame Sinn und die Unduldsamkeit des Bischofs bekannt ist, so hatte der Gouverneur die Vorsicht gehabt, den commandirenden General zu ersuchen: im Falle wegen des bischöflichen Verbotes kein Priester erscheinen sollte, den Garnisons-Kaplan zur Begleitung abzusenden, welcher sich, da er nicht unter Botmäßigkeit des Bischofs steht, freudig dazu herbeiließ. Die ausgesprochene Drohung wurde auch an dem Spitalkaplan erfüllt und er augenblicklich seines Amtes entsetzt, seine Gehaltsauszahlung eingestellt.

Laut, sehr laut thaten die Bürger ihre Ansicht kund, und durch Nichts wurde die Ausführung des allgemeinen Willens behindert. Das Aufhalten des Wagens durch einzelne Polizeimänner ist als Dienstfeier dieser Leute zu betrachten, denn sie hatten keinen Auftrag dazu erhalten. —

N.

II.

Die deutschen Volksbücher *).

Es ist noch nicht gar so lange her, daß die Geschichten vom hörnen Siegfried, von der schönen Magelone und ähnliches nur in den Kinderstuben gelesen wurden, daß ein gebildeter Mann sich schämte, sich an einem Marionettentheater amüsirt zu haben, mochte sein Gegenstand auch die durch des Meisters Kunst canonisirte Legende von Faust sein. Durch die Bemühungen der romantischen Schule ist es dahin gekommen, daß man

*) Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt von Karl Simrock. Mit Holzschnitten. 6 Bde. Frankfurt a. M. Brönner. 1844—47.

Grenzboten. IV. 1847.

im Gegentheil mit einer gewissen Verehrung zu jenen Erzeugnissen des Volksgeistes heraufsieht, ohne sie in der Regel anderswoher zu kennen, als im modernisirten Gewande. Es ist für die Kenntniß des Geistes, der sich in solchen unmittelbaren Ergüssen ausspricht, ein verdienstliches Unternehmen, diese alten Geschichten in ihrer ursprünglichen, rohen Form erneut zu haben, wenn auch der Aberglaube an ihre Vortrefflichkeit dadurch aufgehoben wird. Denn kein Unbefangener wird von diesen Volksbüchern anders urtheilen, als daß sie in einer möglichst geschmacklosen Form den möglichst unsinnigen und unsittlichen Inhalt geben. Ich bin überzeugt, daß die Scholastiker, die in die gelehrten Fäseleien im zweiten Theil des Faust das System der absoluten Logik hineingetragen haben, mit leichter Mühe auch den dummen Gesichtern dieser populären Figuren den Stempel des Genius auf die Stirn drücken werden; aber das Reich der Scholastik ist vorüber.

Dagegen haben jene Bücher einen großen historischen Werth, man sieht, wie es mit der Sittlichkeit in den Volksanschauungen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts beschaffen war, was sie sich für Ideale ausdachten, woran sie sich ergöigten, was ihre Träume und Hoffnungen waren. Dem Traum eine größere Würde zuzuschreiben, als dem Wachen, vermochte nur der Wahnsinn der neumodischen Mystik; aber aus dem Traume läßt sich immer etwas für die Charakteristik des Geistes entnehmen, man sieht wenigstens, wie dieser beschaffen ist, wenn er den Verstand verliert.

Man muß in diesen Volksbüchern unterscheiden zwischen den Erneuerungen der epischen Stoffe des Mittelalters und den neuerfundenen Sagen, aus welchen letzteren sich offenbar mehr entnehmen läßt. In den ersten, z. B. den Haimonskindern, hörnen Siegfried, Wigalois oder der Ritter mit dem Rade, ist die alte Kraft in's Wüste und Abenteuerliche hinaufgeschraubt, und macht geradezu einen burlesken Eindruck. Der eine schlägt dem andern ohne weiteres den Kopf ab, und wirft ihn einem dritten in's Gesicht; der Held prügelt seinen Vater, sobald er mit ihm unzufrieden ist, fürchterlich durch, und droht ihm Ohren und Nase abzuschneiden; und zwischen diesen Brutalitäten kommt dann wieder eine Reihe larmoyanter Scenen, in denen sich Alles in Thränen auflöst. Auf der einen Seite steht die sinnlose Willkür des Despoten, auf der andern die Rohheit des starken Mannes, der seinem Gelüst zu folgen entschlossen ist. *La force c'est la loi*, das ist der einzige Refrain dieser sittlichen Auffassung, die noch dadurch weiter legitimirt wird, daß der brutalste aller jener Helden, Reinald, zuletzt die Energie seines Willens auf „gute Werke“ wirft, und endlich heilig gesprochen wird. — Eine andere Reihe von Sagen, wozu z. B. Melusine und Ritter Staufenberg gehören, verliert sich in die Wunderwelt der abstracten Willkür; Frauen, die zu bestimmten Zeiten einen Fischschwanz an sich tragen, Männer mit rothen Augen und Eberzähnen, Verwünschungen und Metamorphosen ohne Zweck und ohne Inhalt. Eine solche verkehrte Welt der Willkür kann nur durch die Heiterkeit und Grazie eines Ariost zu einem anmuthigen, träumerischen Spiel der Phantasie erhoben werden. — Wenn in jenen Rittergeschichten die abstracte Männlichkeit in der Form roher Kraft gefeiert wird, so ist in andern — Genovefa, der arme Heinrich, Griseldis — das Ideal der abstracten Weiblichkeit, Hingebung, Entsagung, Aufopferung, dargestellt. Die heilige Genovefa hat die Ehre gehabt, von mehreren gefeierten Poeten — Maler Müller, Tieck, Hebbel — auf die Bühne gebracht zu werden; den sittlichen Inhalt darin bildet die Heiligung der Keuschheit und die Anerkennung der göttlichen Gerechtigkeit. Im Armen Heinrich will sich ein Mädchen für die Gesundheit ihres Freundes opfern, und zwar um die Märtyrerkrone zu erhal-

ten; sie nimmt es daher übel, als er später dieses Oer verschmäht: nicht aus Ehrgefühle, sondern weil er zuseht, wie sie entkleidet wird, und ihren schönen Leib nicht dem Messer preis geben will. — Die Versuchungsgeschichte der Griseldis ist durch Palm bekannt geworden; im Volksbuch schließt sie naiv damit, daß Griseldis mit ihrem Gemahl wieder vereinigt wird und in Herrlichkeit und Freuden lebt; die pikante Wendung des Schlusses in jenem Drama gehört dem Ehrgefühl des modernen Bewußtseins an.

Eine andere Reihe nimmt die historische, sagenhafte Grundlage nur auf, um das Gelüst der Zeit, die Wunder der Ferne zu erforschen und anzuschauen und in der freiesten Willkür auszubeuten. Jener Trieb, der Columbus und die Portugiesen zu dem Kreuzzug in die ersehnte Atlantis führte, erzeugte in dem ungebildeten Volk diese verworrenen Reiseabenteuer nach der Art des Argonautenzugs, die endlich in Foe's Robinson Crusoe ihr Ideal erreichte. Zu dieser Reise gehören Heinrich der Löwe, die schöne Magelone, Octavian, Herzog Ernst und andere. Je toller, je besser! ist der Wahlspruch dieser Erzählungen. — Auch die Sage von Ahasver, durch die moderne Sentimentalität in's Mystische hineingezogen, ist in ihrem Ursprung gar nicht religiös, sondern entspringt rein aus der Sehnsucht nach abenteuerlichen Figuren. Ahasver ist in dieser Form gar nicht so unglücklich, wie die neuern Dichter ihn schildern. War doch die Seele, die nach der rationalistischen Unsterblichkeitstheorie von einem Stern zum andern stolpern sollte, um überall neue Anschauungen einzusammeln, nichts anders, als ein solcher ewiger Jude, der endlich wohl an der Längeweile des ewigen Vagabondirens gestorben wäre. — Die Sagen von Fortunat und Faust gehören dem Reformationszeitalter an, das auch einen Paracelsus, Nostradamus und ähnliche Schwindler hervorbrachte: sie haben ungefähr den nämlichen Inhalt, die Reaction des Realismus gegen die Abstractionen des Christenthums. Der Mensch hat das doppelte Streben, Alles zu genießen und Alles zu wissen, nicht etwa es zu begreifen, sondern anzuschauen. Fortunat kommt in Besitz eines unerschöpflichen Geldbentels und eines Hützeleins, das ihn entführt, wohin er irgend will; Faust läßt sich vom Teufel versprechen, ihm alle möglichen Genüsse zu verschaffen, und ihm Alles zu zeigen über und unter der Erde. In beiden Sagen macht sich auch das Gewissen geltend, daß es mit diesem Bestreben doch etwas Bedenkliches habe. Fortunat selber lebt zwar glücklich bis an sein Ende, weil er in seinen Genüssen wie in seinen Irrfahrten Maas hält; aber seine Söhne gehen am Uebermaas zu Grunde. Faust wird bekanntlich vom Teufel geholt; es mischt sich hier die widerliche und abscheuliche Idee von dem Bunde des Menschen mit dem bösen Geist hinein, die Jahrhunderte hindurch die gesammte christliche Welt zu den unsinnigsten Greuelthaten verleitet hat, welche um so empörender wirken, da sie unter der Form des Rechts verübt wurden. Charakteristische Züge des Volksbuchs sind, daß Faust stets seinen Pakt bedauert, aber nicht zur Reue kommen kann, weil er das Maas seines Verbrechens für zu groß hält, um Verzeihung zu finden. Das Bedauern ist auch nicht inneres Gefühl der Sünde, sondern Furcht vor Strafe. Zuletzt mischt sich ein gewisses Ehrgefühl hinein; Faust schämt sich, dem Teufel sein Wort zu brechen. Das Tragische der Geschichte tritt übrigens nur von Zeit zu Zeit hervor; der eigentliche Sinn dieses Faust ist, durch närrische Abenteuer zu belustigen. Im Puppenspiel, das übrigens in der That dramatisch genug gehalten ist — und wenigstens so dramatisch als Goethe's Tragödie — verhält es sich mit der Mischung des Tragischen und Komischen ebenso. Eine ähnliche Sage vom Zauberer Virgilius, der dem Teufel durch Betrug seine Kunst abgewinnt, endlich aber durch seine eigene Kunst betrogen wird, enthält die wunderlichsten Zoten. —

Es ist eine wahre Erholung, wenn man zu dem heitersten und abgerundetsten Werk übergeht, welches diese Ansicht von der Verkehrtheit des Weltlaufs, der Glaube an das Recht des Stärkern und Schlaun hervorgebracht hat, dem Reinecke Fuchs. Aber hier wird die kunstmäßiger Form, in der Goethe uns die Sage überliefert hat, auch wohl die populärere bleiben. — Nichts desto weniger ist der Fleiß, welchen der verdienstvolle Simrock auf diese Sammlungen verwendet hat, dankbar anzuerkennen und vom Standpunkt der Culturgeschichte sind diese Volksbücher vom höchsten Werth.

J. S.

III.

Der Prätendent von Rücken.

Berlin. Ende November.

Fünf Jahre lang — von 1835 bis etwa 1840 — war Herr Rücken das enfant chéri der singenden Berliner Dilettantenwelt, der liderschmachtenden Kaufmannstöchter, Lieutenants, Kammergerichtsreferendarien u. s. w. Es gelang ihm, mit seinem Dilettantentalent den ihm weit überlegenen, frühverstorbenen Gurschmann aus der vogue zu bringen und selbst in die Mode zu kommen. Er war das allgemeine beliebte Steckenpferdchen, daß in allen Gesangs-, Thee- und Liederkränzchen der preussischen Residenz geritten wurde. Seine niedlichen Liederchen „gingen ungeheuer,“ und die Musikhändler rissen sich um die Manuscripte des liebenswürdigen Dilettanten. Da ließ er es sich einfallen, eine Oper zu schreiben, d. h. vorerst eine Operette, ein Liederpiel in einem Akte: „Die Flucht nach der Schweiz.“ Er arbeitete über Jahr und Tag, und zwar unablässig. Seine begeistertsten Freunde wurden etwas stugig über diese Langsamkeit und Zähigkeit des Talentos, das anscheinend so leicht und allerliebste componirte; sie wußten nicht, daß der gute Rücken seine niedlichen Nippfachen mit großer Mühe und saurem Schweiß produzirte, Taft für Taft mühselig am Clavier zusammensuchte. Daß sie nachher, wenn sie endlich fertig, doch glatt und ziemlich elegant klangen, war merkwürdig genug und zeugte von einem bedeutenden technischen Talent für Mosaikarbeit. Die „Flucht nach der Schweiz“ kam auf die Bühne zur Zeit, als Herr Rücken den Gipfel seiner Berliner Berühmtheit erstiegen; er war die erste Person in allen Ressources und Soiréen und einer der tapfersten und beliebtesten Tänzer in allen thés dansants der Residenz. Die Operette gefiel, wurde gedruckt, aber — „sie ging nicht!“ sagte der Verleger. Nun führte der beinahe mit der Hand einer jungen Dame von Geburt, Bildung und Distinction beglückte Berliner Lieblingecomponist, seine Operette ganz allein auf, d. h. er executirte selbst eine „Flucht nach der Schweiz.“ Von dort ging er nach Paris und begann vor etwa vier Jahren die Composition des „Prätendenten.“ An jedem der drei Akte schrieb er ein Jahr, denn die verschiedenen Stimmungen der Clarinetten, Hörner, Trompeten, können den allerbeliebtesten Modelledercomponisten ganz verzeufelt geniren; Bässe und gar Mittelstimmen im vocalen Ensemblesatz wollen auch gefunden sein. Endlich war der große Prätendent fertig, und Stuttgart im Schwabenland wurde für die Prätension der „ersten Aufführung“ erkoren. Einige Lobposaunenstöße erklangen in einigen Zeitungen; ein Berliner Musikalienhändler en gros spitzte sich auf die unsterbliche Partitur, und sorgte, daß die Stuttgarter Lobposaunen auch in Berliner Blättern ihr Echo hallten. Aber wie dieser merkwürdige Verleger in Allem Glück hat, so hatte er auch diesmal wieder das fabelhafte Glück, daß ihm ein anderer Verleger die Partitur wegschnappte und er dadurch ein neidenswerthes Geschäft machte. Am 19. Novbr. prä-tendirte denn unser dreiaktige Prätendent auch auf der zweiten Opernbühne zu Berlin;

aber glücklich, „denn o! denn o! vergessen ist das Streckensperd!“ heisst es im Hamlet. Das Publikum war einmal energischerer Prätendent, als Prätendent Rücken sich's hat träumen lassen. Das Publikum prätendirt heutzutage bei einer neuen komischen Oper eine neue Fabel, neue, pikante Verkettungen der Intrigue, drastische und doch zugleich graziöse Situationskomik u. s. w. u. s. w. Unser Prätendent zeigt sich aber allen diesen Prätensionen an seinem textlichen Gehalt nicht gewachsen; er kann mit nichts aufwarten, als einer schon abgenutzten historischen Anekdote, die kaum Stoff für einen Akt bietend, hier in drei langen Akten langweiligt ausgedehnt erscheint: ferner mit einem geckenhaften Postschreiber, der, ein Pariser Schneidersohn, vordem bei Pariser Theatern als Chorist und Statist figurirt hat, und die albernsten und abgedroschensten Witze macht. Ueberhaupt entwickelt der Textfabrikant C. P. Berger eine Sorte von Humor und Witz in dieser Oper, daß unsre Nachwächter nach der ersten Aufführung des Prätendenten mehrere, längst verstorbene Berliner Eckensteher heulend und wehklagend um's Opernhaus schweben sahen und hörten. Außer dem geckenhaften, postbeamteten Schneidersohn muß Hr. Berger noch ein immerwährend groggsaufender und von vornherein gleich besoffen auftretender Engländer (eine widerliche Figur) und ein alter tauber französischer Postmeister herhalten, der in der ganzen Oper nichts thut, als sein Hörrohr an- und absetzen. Dieses Manöver ist nun gerade in dieser Oper freilich sehr und echt komisch, denn es scheint, als ob der taube Postmeister mit seinem Hörrohre nach neuen Melodieen forscht; er kann aber nichts entdecken, und schüttelt einmal über's andere gar traurig den Kopf. Unser Blume, ein ganz schlimmer Ironiker und Mystificateur, deutet dies satyrische Moment, (das freilich Hr. Berger nicht beabsichtigt und Hr. Rücken nicht entdeckt) sehr reizend an. Was nun endlich die Musik anbelangt, so erscheint uns der Componist ganz und gar im Charakter des zudringlich liebenswürdigen, eingebildeten, und doch furchtsamen postschreibenden Schneidersohns Achille Levrault, der auch ein paar Jahr in Paris, wie Hr. Rücken, war; als Statist und Chorist beim Theater lernte Levrault einige große Schauspieler nachäffen; ganz so Hr. Rücken einige Pariser Componisten. Levrault möchte gern ein Prinz, ein Prätendent sein, aber er hat keine Courage; — ganz so sein Componist, der möchte gern ein großer Künstler sein, aber es fehlt ihm blos Genie und Meisterschaft, und darum ebenfalls Courage. Seine Musik ist von einer lakainenhaften Zuverlässigkeit gegen den Modegeschmack der verächtlichsten Classe des Theaterpublikums. In jeder Nummer der Partitur dasselbe coquettiren, und schön thun in Tanzrhythmen, mit fast überall ohne Sinn und Geschmack angebrachten Jodelreien. Dabei fehlt es nicht an melodischem Inhalt und sangbaren Phrasen, aber schwerlich trifft man auch nur auf eine eigene, gesund-geborne, periodisch gegliederte und breit ausgeführte Melodie. Wir glauben doch Levraults Vater ist nur ein Flickschneider gewesen. Mit dieser Oper trägt Hr. Rücken sein bißchen Ruhm für immer zu Grabe und er kann getrost wieder persönlich seine „Flucht nach der Schweiz“ aufführen*).

V.

IV.

Ein alter Bekannter im neuen Gewande.

Es ist länger als ein halbes Säculum, daß der ehrliche „Wandsbecker Bote“ mit seinem scheinbar harmlosen Spott gegen die Aufklärung und ihre Consequenzen die Ge-

*) Wir glauben nicht, daß es so arg ist und würden einem Berichte, der uns die Eckensteher der neuen Oper schildern wollte, gerne Platz geben. Wir sind nicht so gesegnet mit dramatischen Componisten, um ein aufsteigendes Talent sogleich mit Füßen treten zu dürfen. D. Red.

müthlichkeit des deutschen Publicums ergöhte. Claudius ist einer von den wenigen populären Schriftstellern jener Tage, die sich im Gedächtniß des Volkes erhalten haben, und wenigstens traditionell noch immer im Schwunge sind. Ja er ist wohl außer Justus Möser der einzige. Beide Männer sind Geistesverwandte, in der Tendenz ihrer Schriften wie in ihrer Darstellung. Die siebente Originalausgabe (Hamburg und Gotha, Perthes), die uns vorliegt, veranlaßt uns zu einigen Bemerkungen über den Geist einer Zeit, die sich an dergleichen befriedigte. — In unseren Tagen gehört es zum guten Ton unter den Journalisten, einige Bildung zu haben, und pikant zu sein. Wohl oder übel muß etwas von dem modern französischen Esprit in den Gesichtskreis des deutschen Armand Carrell's hineinschimmern, nothwendig muß aus einzelnen Phrasen hervorgehen, daß, wenn man auch nicht gerade aus der Philosophie ein Handwerk macht, man sich doch bequem damit abgeben könnte, wenn man nur wollte. Auch die Journale der Reaction müssen auf die logische Entwicklung des Selbstbewußtseins reflectiren; auch die Franzosenfresser müssen sich auf die geistreiche Nonchalance der gallischen Trivoltät wenigstens ironisch beziehen. — In jenen Zeiten dagegen, wo das Gemüth, das Herz und die sogenannte Natur sich überhaupt gegen den Verstand der Voltaire'schen Aufklärung eben so empörte, als gegen ihre Reifröcke und Perücken, hielt man es für schicklich, wenigstens zu Zeiten die Maske der Einfalt anzunehmen, und von dem Gesichtskreise einer dummen, braven Seele aus, die Erde und den Himmel zu kritisiren. Ein gutes Herz schien der weltlichen Bildung zu widersprechen, darum trat Claudius als Schneider auf, der über dies und jenes Einfälle hatte, und an diesen Einfällen, wenn er noch die Bibel und das Gesangbuch dazu nahm, sich vollständig befriedigte. Aber es war ihm kein rechter Ernst mit dieser Schneidersfigur, und er personifizierte daher den Rest seines Wesens in dem gelehrten „Bettler Andres“, der die gemüthlich einfältigen Bemerkungen des Schneiders „Asmus“ jedesmal durch eine Reihe griechischer und englischer Citate unterbrach. Jene Einfälle waren in der That artig und drollig genug, und das reflectirte kindliche Gemüth hatte oft genug Recht gegen die Ueberweisheit des herrschenden Nationalismus. Die Eigenthümlichkeit der Person und die Neigung, am Bestimmten und Beschränkten sich genügen zu lassen, hat ein Recht gegen die Maßlosigkeit des Verstandes, der sich stets neue Grenzen setzt, nur um sie wieder aufzuheben; ohne die conservative Zähigkeit des Gemüths würde unter der bloßen Herrschaft des Verstandes alles sittliche Leben sich verflüchtigen. Aber es liegt in dieser Tendenz dennoch etwas Bedenkliches, weil das Gemüth dieser Art nicht rein ist, weil es reflectirt, weil es sich seines Gegensatzes gegen den Verstand bewußt ist, und sich auf diesen Gegensatz pointirt. Die Natürlichkeit an sich ist etwas gar liebes und schönes; aber die Natürlichkeit als reflectirter Widerspruch gegen die Bildung aufgefaßt, ist ungesund und führt zur Charlatanerie. Als der Verfasser des *Contrat sociale* dem Philosophen von Ferney seine berühmte Anklage gegen die europäische Cultur mittheilte, sagte dieser, es sei recht brav, er verspüre schon die Neigung, auf allen Vieren herumzukriechen. Aber Rousseau war Enthusiast, und der Enthusiasmus hat auch in seinen extremen Consequenzen etwas Edles. Die deutsche Naturwüchsigkeit dagegen hatte ganz und gar nichts Enthusiastisches, sie war nur sentimental oder ungeberdig. So lange sie sich im Kreise der gewöhnlichen Interessen bewegte, konnte man an der Originalität ihrer Form Interesse und selbst Wohlgefallen finden, wenn auch die Coquetterie der Naivetät immer etwas Unangenehmes hat; sobald aber ernste, große Interessen in's Spiel kommen, wird die unschuldige Seele unerträglich. Claudius gab sich in den Zeiten, wo die Ideen Montesquieu's und Rousseau's in's Leben traten, der rohesten Reaction in die Hände. Er eiferte in eben so einfäl-

tigen als hämischen Ausfällen gegen die Idee der Freiheit, der Menschenrechte; er vertheidigte den Despotismus und die Pfaffenherrschaft, die Klöster und die Censur, er schwindelte sich in den bereits überwundenen Aberglauben an die Nichtswürdigkeit des Menschengeschlechtes, an das Reich des Teufels zurück, er ließ merken, daß hinter der Heiligenverehrung und dem Exorcismus doch sehr viel Wahres und Heiliges stecke, er wandte schmerzlich die Augen gen Himmel, sobald in irgend einer Erscheinung die Autonomie des menschlichen Geistes zu ihrem Recht kam — kurz, er warf die Schneidersmaske ab und wurde Kapuziner.

In unserer Zeit, wo die Doctrin, die in Claudius und seinen Geistesverwandten das unglückliche Bewußtsein in sich trug, ein Hemmschuh gegen den Geist der Zeit zu sein, sich mit einer verrätherischen Philosophie verbündet hat, und in den höchsten Sphären des Staatslebens wie in den Circeln der Aristocratie dominirt — in unserer Zeit ist es eine verwerfliche Frivolität, mit diesen Capricen des Gemüthes zu coquetiren. Claudius Werke sind werth, daß man sie studirt: einmal als Ausdruck ihrer Zeit, dann aber als ein warnendes Zeichen, wohin endlich die Reaction der Subjectivität gegen den Gedanken führen muß.

Ich verglich Justus Möser mit Claudius, weil er mit ihm einig war in der Abneigung gegen die nivellirende Verallgemeinerung seines Jahrhunderts, weil er sich überall auf das Empirische und Gegebene bezog, und in dem organischen, natürlichen Fortbau des Bestehenden, das einzige Heil der Menschheit suchte; weil er die Entwicklung der Geschichte nur aus unmittelbaren Bedürfnissen, nie aus allgemeinen Ideen herleiten wollte. Auch er hat gegen die Menschenrechte, gegen Freiheit und Gleichheit, gegen die Revolution — d. h. gegen die Entwicklung der Menschheit aus Ideen, gepredigt. Aber Möser war zugleich ein denkender und practischer Kopf; er bekämpfte den Ungestüm des Guten, indem er in bestimmten Kreisen für das Gute wirkte; er polemisirte gegen die Idee der Menschenrechte, indem er sie innerhalb seines Kreises einzuführen suchte. Der wahrhaft geschichtliche Sinn hat ganz Recht, sich gegen die Abstractionen der Weltverbesserer aufzulehnen, die Reform ist eine Widerlegung der Revolution. Die Idee des organischen Wachsthumms der Staaten hat einen sehr wahren Zug: sie wird erst zur Reaction, wenn ihr Glaube an das Recht des Wirklichen sich zum Aberglauben an die Idee der künstlich verfeinerten Wirklichkeit verhärtet; wenn sie, um nicht alles dem Menschenverstand Widersprechende gewaltsam aufzuheben, das dem Menschenverstand Widersprechende als das allein Rechtliche und Gute ausposaunt. Sie wird ferner reactionär, wenn sie die Hände in den Schooß legt und mit dem Geist nichts weiter anzufangen weiß, als Klagelieder Jeremiä darüber anzustimmen, daß die Menschen nicht mehr unschuldsvoll unter den Bäumen des Paradieses wandeln. Dieser blos negative Naturglaube ist die Schuld unseres gemüthlichen Wandsbecker Boten, die ihn zu einem Feinde der Freiheit gemacht hat.

Ich möchte Claudius noch mit einem anderen Gemüthsmenschen jener Zeit vergleichen, mit Jung-Stilling, dessen Theorie der Geister und Gespenster, Gott sei Dank! heute zu den Mythen gehört, wenn auch moderne Gemüthsyphantasten, wie Justinus Kerner und seine Glaubensgenossen, sie wieder auffrischen möchten. Der Unterschied ist der, daß Claudius ein gebildeter und verständiger Mann war, der sich nur durch eine verkehrte Reflexion zur Empörung gegen Bildung und Verstand verleiten ließ; Stilling dagegen von Natur ein ungebildeter und einfältiger Mann, der erst allmählig sich einreden ließ, in der Kindlichkeit seines Gemüthes läge etwas Apartes und Geistreiches. Claudius war ein Gelehrter, der sich in die Philosophie eines Schneiders erst hinein-

reflectirte; Stilling ein wirklicher Schneider, der sich erst von seinem himmlischen Vater zum Denken und zur Gelehrsamkeit antreiben ließ.

Es ist eine Verleumdung, wenn man uns Nationalisten vorwirft, wir wollten das Gemüth, das Recht der Individualität überhaupt unterdrücken. Aber das unverständige Gemüth, die willkürliche Individualität, die sich mit ihrem naturwüchsigen Eigensinn gegen die Vernunft und das Recht empört, diese durch heilsame Zucht zu bessern oder unschädlich zu machen, das ist allerdings unsere Aufgabe, in der weder die Doctrin der Romantik noch der Quietismus der Resignation uns irre machen soll.

J. S.

V.

Aus Böhmen.

Zur ständischen Frage *).

Der Angriff auf unsere Stände in Nr. 273 der Augsburger Allgemeinen, machte mehr Aufsehen, als er billigerweise beanspruchen konnte, und fand zwei Entgegnungen, welche jenes Einsenders eigene Unkenntniß, seine Ueberhebung und seine Ungerechtigkeit klar erwiesen.

Ungerechte und obendrein allgemein gehaltene Vorwürfe können durch nichts besser widerlegt werden, als durch Aufführung von Thatsachen, wie dies Herr F. . . . in Nr. 43 der Grenzboten, so wie in Nr. 303 der Augsburger Allgemeinen gethan hat, wo derselbe Aufsatz mit mancherlei Redactionsstrichen erschien.

Ist nun auch der Angreifer in der Allg. Zeit. mit seinen Vorwürfen vollkommen widerlegt, so findet sich doch gerade in dieser Aufzählung der Beweis, daß nicht nur Herr Dr. Wiesner**) mit dem Vorwurfe, den er den Ständen macht, Recht hat, sondern daß auch ein anderer, welcher den Ständen von vielen ihrer wahren Freunde gemacht wird, nicht ungegründet ist.

Dieser Vorwurf besteht darin, daß sich die Stände über das, was sie vorerst erstreben sollen, sich nicht klar sind, folglich auch nicht die rechten Mittel hierzu wählen.

Wollen die Stände der Nation dadurch nützen, daß sie dieselbe an den Stufen des Thrones der Bureaucratie gegenüber vertreten, so müssen sie nicht solche Stände, wie sie unter Ferdinand II. waren, wieder herstellen wollen, sondern sie müssen vorerst dahin trachten, eine zeitgemäße Volksrepräsentation in's Leben zu rufen.

Dies soll ihr Ziel sein, und alles Uebrige kommt dann allmählig von selbst und

*) Wir müssen bemerken, daß der Herr Verfasser dieses Artikels den ständischen Kreisen der Monarchie angehört. Bei den verschiedenartigen, oft entgegengesetzten Stimmen, die über Zukunft und Gegenwart der österreichischen Stände in diesen Blättern laut werden, ist es von Belang, den Standpunkt zu kennen, von welchem aus die Kritik ständischer Thätigkeit geübt wird. Ein anderes ist es, wenn der schmählich zurückgesetzte Mittelstand gegen die privilegierten Stände polemisiert, und ein anderes, wenn aus den Kreisen der letztern selbst der Ruf nach einer vollständigeren Repräsentation sich erhebt. In einer Uebergangsperiode wie die ist, in welcher gegenwärtig die Landstände Oesterreichs sich befinden, kann es der Presse noch nicht so sehr um die größere oder geringere Zweckmäßigkeit der Reformvorschlüge zu thun sein, als um die Zeichnung der Parteien, um die Erkenntniß, bis wie weit der Wunsch nach Reform in den verschiedenen Kreisen bereits Platz gegriffen hat. Deshalb wäre es wünschenswerth, daß in dieser ständischen Polemik der Standpunkt des Verfassers gleich von vorn herein angegeben werde. Unter 38 Millionen Menschen, unter elf Provinzialständschaften (Ungarn nicht eingerechnet) ist das Incognito nicht gefährdet, auch wenn der Einsender sich als ständisches Mitglied kund giebt.

D. Red.

**) Siehe dessen „Denkwürdigkeiten der österreichischen Censur.“

ist, so lange diese Frage nicht gelöst ist, für die Nation von keinem, oder doch nur von Nebeninteresse.

Wir wollen über den Werth alles dessen, was Herr F. in Nr. 43 als Lösung lebendiger und praktischer Fragen auführt, nicht streiten. Manches davon fand keine Sympathie in der Nation, oder findet sie wenigstens, Dank der Bureaukratie, jetzt nicht mehr; manches hat Werth, und einiges, z. B. die Bestrebungen zur Abolition der Robot*) hat der Einsender selbst nicht berührt.

Unter allen jenen aufgezählten Thatsachen finden wir aber leider keine, welche geeignet wäre, einer wahren Volksrepräsentation den Weg zu bahnen.

Herr F. sagt allerdings: „Es müsse Jedermann klar werden, daß das Resultat der ständischen Bestrebungen nur dies sein könne und solle „den ständischen Rechten Anerkennung zu dem Ende zu erwirken, um sie sodann einem erweiterten Kreise in einer verbesserten Form auf regelmäßigem, d. i. parlamentarischem Wege übertragen zu können,“ und spielt hiermit ebenfalls auf den von uns aufgestellten Zweck, auf die Volksrepräsentation hin. Allein die Volksrepräsentanten, wie sie die Jetztzeit fordert und die politischen Berechtigungen, welche diesen heute Bedürfnis sind, — dies hat mit den alten historischen Ständen und ihren alten Rechten so wenig gemein, daß es ein ganz verfehlter Weg ist, dem Alten Anerkennung zu verschaffen, wo man etwas Neues braucht und wo dies Neue, — nicht dem Erben des Alten, sondern ganz anderen, — neuen Personen übertragen werden soll.

Glauben die Stände wirklich auf diesem Wege zur Volksrepräsentation zu gelangen, so machen sie sich wahrlich eine eben so große als unbegreifliche Illusion. — Glauben sie dies aber nicht und schlagen dessenugeachtet auch jetzt, nach allen gemachten traurigen Erfahrungen, nach aller verlorenen Zeit, noch immer nicht den einzigen wahren und rechten Weg ein, — der einfach darin besteht, diese Frage gerade und offen unter sich zu behandeln, und das Resultat ihrer Berathung Sr. Majestät direct zu unterlegen; — dann ist es klar, daß es ihnen mit der Volksrepräsentation gar nicht Ernst ist, — sondern daß sie nur die Volkssympathie gewinnen wollen, um durch sie der Regierung die Anerkennung als historische Stände abzugewinnen und dann an diesem Institute festhalten zu können.

Die Hoffnung, die Nation durch diesen Vorgang in die Länge beruhigen und täuschen zu können, wäre eine neue Illusion, welche in Kurzem schwinden und hierbei für die Stände manches Bittere obwohl Verdiente mit sich bringen müßte.

Wir sind weit entfernt bei der Majorität der Stände (und Gott sei Dank, ist dies die Fortschritts-Partei) einen perennirenden Aristokratismus zu vermuthen, der hundertmal abgehauen, doch immer wieder ausschlägt und keimt; wir können aber bei dem besten Willen nicht umhin, ihn bei einigen ihrer hervorragenden Mitglieder zu ver-

*) Bereits im Jahre 1836 ging ein äußerst praktisches Project des Grafen Joseph Mathias Thun von Hand zu Hand. — Der Hauptpassus desselben war: „die Roboterschuldigkeit durch neu creirte ständische Obligationen abzulösen, den Betrag für diese aber ratenweise mit den Steuern in 20 Jahren einzutreiben; — Graf Wurmbbrand überreichte Anfangs 1844 einer hohen Person ein Memoire über den Zustand und die Zukunft des böhmischen Bauers, in welchem er auf das Project des Grafen Thun zurückkam und den weitem Vorschlag machte, durch ein über das ganze Land von Gemeinde zu Gemeinde gebreitet werdendes, so nöthiges Straßennetz, dem Bauer auch die Gelegenheit zu geben, diesen Mehrbetrag der Steuer leicht wieder zu verdienen. — Beide Projecte fanden nicht die mindeste Aussicht auf eine günstige Aufnahme bei der Regierung, weshalb sie auch den Ständen gar nicht vorgelegt wurden und sich zu dem Schullehrer-Seminarium einreihen.

muthen. Wir legen auch diesen keine üble Absicht deshalb unter, sondern glauben an das Edle und Ritterliche ihrer Tendenzen; — wir gestehen ihnen sogar zu, daß das Bild, welches ihrem Geiste vorschwebt, und in welchem sie den hohen Adel nur als den ältesten Bruder, den Majorats-Herrn des Volkes, aber als einen sehr gemüthlichen, redlichen, und für seine jüngeren Geschwister brüderlich sorgenden sehen, sehr viel Romantisches hat; allein die Zeit für die Ritter-Romane ist um und kehrt nimmer wieder; deshalb muß man sie auch ganz bei Seite legen, wo es sich um die Lösung lebendiger praktischer Fragen handelt.

Würde der Aristokratismus nicht noch im Geheimen wuchern, so müßte die Frage „aus welchen Elementen der ständische Körper zusammen zu setzen sei, und in welchem Verhältnisse diese unter einander stehen sollten, damit die Nation in allen ihren Theilen und Unterabtheilungen thatsächlich in ihm repräsentirt sei,“ nicht nur angeregt, sondern (von den Ständen) bereits gelöst sein.

Diese Frage, deren Wichtigkeit den Ständen sicher nicht entging, ist aber, wie wir aus Nr. 43 entnehmen, noch gar nicht gestellt worden, obgleich die Landesverfassung und der Artikel 56*) der Bundes-Akte die Stände vollkommen berechtigt hätten, den diesfälligen Vorschlag zu machen, damit so der Artikel 55**) endlich einmal vollzogen werde.

Daß die Regierung dem Vorschlage der Stände keine Folge gegeben, daß sie in diesem Vorgang etwas Verfassungswidriges zu finden gesucht und diesen vermeintlichen Uebergriß den Ständen verhoben hätte, — das wollen wir Alles sehr gern zugeben; allein, wäre dies etwas Neues? wäre dies etwas Anderes, als was die Regierung noch jedesmal that, so oft ihr die Bitten oder Beschlüsse der Stände unangelegen waren? Hätte sie deshalb stärkere Gewaltstreiche eintreten lassen können, als der letzte der Steueraushebung in der Stände Namen durch ihre Beamten und gegen ihren Willen war?

Was kann heute die Stütze der Stände sein? Die Presse und die Sympathien im Volke, in Deutschland, selbst in Europa. Würden ihnen diese Stützen entgehen, wenn sie obige Hauptfrage behandelt hätten? — Ganz im Gegentheil würden die Stände bei ihnen nur um so kräftigeren Beistand finden. Hoffen also die Stände mit dieser Unterstützung irgend etwas zu leisten, so könnten sie dies in weit höherem Grade, wenn sie statt (oder meinetwegen außer) alle dem, was uns in Nr. 43 aufgezählt wird, die lebendigste und praktischste Frage, die der Volks-Repräsentation behandelt hätten. Dies haben sie nicht gethan, und deshalb bleibt in der Rechtfertigung in Nr. 43 leider eine große Lücke. — Daß die Stände sie ehestens praktisch ausfüllen, wollen wir hoffen, ja wir erwarten es; aber zögern dürfen sie nicht, wollen sie in den Sympathien nicht schneller und weiter zurück, als sie bis jetzt vorge-rückt sind.

*) Der Artikel lautet: „Die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden.“

**) Dieser Artikel lautet: „Den souverainen Fürsten der Bundesstaaten bleibt überlassen, diese innere Landesangelegenheit mit Berücksichtigung sowohl der früherhin gesetzlich bestanden ständischen Rechte, als der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse zu ordnen.“

VI.

Aus Preußen.

Die Städteordnung und die Officiere. — Beamtenverlegenheiten. — Religiöser Wetterableiter. — Ein Engländer und sein Urtheil.

Früher war der Jahrestag der Einführung der Städteordnung in Preußen ein bedeutendes Fest, an welchem die am höchsten gestellten Beamten Theil zu nehmen sich beeilten, um damit dem Könige einen Beweis der Dankbarkeit für dies wichtige Geschenk und zugleich ihrer loyalen Gesinnung zu geben. Das diesfällige Fest hatte dies Jahr noch dadurch an Bedeutung gewonnen, daß zugleich die Feier der ersten öffentlichen Verhandlungen der Stadtverordnetenversammlungen begangen ward. Dennoch war es in diesem Jahre auffallend, wie wenig Beamte an diesem Feste in den meisten Städten Theil nahmen. Wenn hierbei der Unterschied gegen sonst schon in Berlin aufiel, so war dies noch mehr in Breslau, der zweiten Stadt des Reiches, der Fall, wo sich eine so große Menge von höheren Civil- und Militairbeamten befinden. Auf Befragen erfuhr man, daß diese Beamten jetzt durch ihr Ausbleiben einen Beweis ihrer loyalen Gesinnungen hätten geben wollen; allein man merkte wohl, daß die Gefragten nicht gestehen möchten, daß sie die erhaltenen Winke für ein Verbot hielten, wie den Officieren wirklich geworden war. (?) Daß die Beamten so viel Rücksicht nehmen, muß man freilich mit ihrer abhängigen Lage entschuldigen, und von dem Officierstande ist dies nicht anders zu erwarten, da der preussische Officier zum größten Theil dem armen Adel angehört, der gewissermaßen den Militairdienst als ein Institut zu seiner Versorgung ansieht.

Daß Beamte und Officiere daher als abhängige Menschen jede Gelegenheit vermeiden, eine unabhängige politische Meinung zu äußern, kann in Preußen nicht wundern; allein die Wirkung dieses Verhältnisses ist um so entmuthigender für jedes öffentliche Aussprechen einer freisinnigen Ansicht, da Preußen ein Beamten-Staat ist, und eigentlich in Preußen in jeder Stadt die Mehrzahl jeder Gesellschaft aus Beamten oder deren Angehörigen besteht. Es bleiben daher in den meisten Orten nur wenig Leute übrig, welche eine unabhängige Gesellschaft bilden könnten, um so mehr, da in Preußen noch die strenge Absonderung der Stände besteht, die sich in Süddeutschland und selbst in Oesterreich bei weitem mehr verwischt hat.

Dazu kommt die unglückliche Beschäftigung mit theologischen Streitigkeiten, welche viele der besten Kräfte absorbiert, und die zu gelegener Zeit in's Leben gerufen zu sein scheinen. Als im Jahr 1812 ein Gesetz über Einrichtung der Kreisdirectorate und der Gens'darmrie die Preußen begeisterte, indem darin die alten Mißbräuche der Dominialpolizei, der Patrimonialgerichte, des ganz unpractischen Unterschiedes zwischen Stadt und Land, und die auf solche veraltete Institutionen gegründete Repräsentation aufgehoben und eine vernünftige Kreisvertretung angeordnet ward, die sich auf Urwahlen nach der Seelenzahl von 500 auf einen Wähler gründete, ward dennoch von keinem Streit gehört, obwohl damals eben die Klöster aufgehoben worden waren. Die Katholiken eilten für einen König, der so liberale Grundsätze ausgesprochen hatte, eben so gern den feindlichen Angeln entgegen, wie die Evangelischen, und retteten den Staat; wenn man auch bald nachher diese Begeisterung bestritt, und die Ehre dem stehenden Heere oder dessen Schule zuwenden wollte. Als aber auf dem Wiener Congreß die Reaction der Aristocratie sich wieder organisirte und die Fürsten von der Camarilla gegen ihre Völker eingenommen wurden, die sie lieben gelernt hatten, und dies Mißtrauen so weit angefaßt worden war, daß man die heilige Alliance gegen die Bewegung

der Völker schloß; da ward der Saamen der Zwietracht in Religionsfachen ausgestreut. — Die evangelische Kirche erhielt in Preußen eine Agende, die unter andern Umständen ein äußeres Erkennungszeichen bei fortwährender Gewissensfreiheit hätte bilden können. Da entstand am Hofe selbst eine altlutherische Opposition, die bis zur Auswanderung führte. Später stifteten die von der Aristocratie ausgehenden Pietisten vielfaches Unheil, so daß sogar die Katholiken zu freisinnigeren Ideen übergingen. Doch statt daß die Regierung dies hätte befördern sollen, ließ sie früher den gelehrten Theiner fallen, und legte zuletzt den Deutschkatholiken Hindernisse in den Weg.

Auf diese Weise ist es dahin gekommen, daß durch die Einnischung in die Glaubensfachen zu Königsberg, Magdeburg u. s. w. die Gemüther dergestalt beschäftigt sind, daß die allgemeine Aufmerksamkeit von den wichtigeren Angelegenheiten der Verfassung und Verwaltung des Staates sich abwendet, so daß für Viele die Antwort auf die Adresse der 40 Junker, das servile Benehmen der Vieselseder und ähnliche Zeichen der Zeit spurlos vorübergehen, oder das kraftvolle Auftreten Holzendorfs aus dem Grunde verworfen wird, weil er vielleicht einer anderen religiösen Richtung angehört. Darum so wenig Theilnahme in Preußen für das, was oft am Nächsten liegt, und die Unbekanntschaft mit dem Urtheil des Auslandes über die preussischen Zustände, welche das Selbstvertrauen bis zum Lächerlichen steigert. Vor Kurzem machte Einsender dieses die Bekanntschaft eines Engländers, dem es in dem schlesischen Riesengebirge so gut gefallen, daß er sich dort gern, um einen ruhigen Wohnsitz zu haben, angekauft hätte. Allein — wie der Engländer stets auf den Grund der Sache geht — er konnte sich dazu nicht entschließen, der Untergebene eines Junkers zu werden, der nach preussischen Gesetzen als Gutsheer die Polizei selbst auszuüben hat. Er wußte, daß wenn sein Hund eine Gans des Dominalherrn erbissen, oder in seinem Gerstenfelde einigen Schaden angerichtet haben würde, er vor den Junker, der vielleicht weiter nichts war, als ein deutscher Herr von, deren es in Preußen über 30,000 gibt, daß er vor einen solchen Junker vorgeladen werden konnte, und sich von demselben, oder seinem Amtmann, oder Wirthschaftsschreiber verantworten und ein Erkenntniß erwarten mußte, das ihn von hochadligen Polizeigerichtswegen verurtheilte, ein paar Grotschen Strafe zu geben, die in jedem anderen Lande eine vom Staate bestellte Polizeibehörde, ohne viele Weitläufigkeit von seinem Diener abgeholt haben würde. Wenn der Engländer über ein solches in civilisirten Ländern nicht mehr vorkommendes Gebahren einer Privatperson empört, seine Meinung ausgesprochen hätte, würde er in einen Injurienproceß verwickelt worden sein, der mit sechsmonatlicher Freiheitsberaubung enden konnte, denn er hatte seine Obrigkeit, in Preußen die gnädige Grundherrschaft, beleidigt, eine Strafe, die bei gleicher Beleidigung gegen einen anderen Gentleman mit 20 Thaler Geldstrafe hätte abgebüßt werden können. Dabei äußerte sich derselbe Engländer über den lächerlichen Stolz des preussischen Adels, der das Leben in diesem Lande unausstehlich mache, indem derselbe sich der englischen Nobility gleichstellen wolle. Er war unter Andern von einem Grafen gefragt worden: welchen Rang in England man ihm anweisen würde? Er hatte nur darauf antworten können: hinter dem jüngsten Baron, denn jeder ist Peer; hinter dem jüngsten Baronet, denn es gibt nur einen in jeder Familie, und hinter jedem Esquire, denn er muß sich entweder selbst zum Major, zum Doctor oder sonst zu etwas gemacht haben. Ob man ihn übrigens für einen Gentleman halten würde, könne nur von seinem Benehmen abhängen.

S. d. L.

1815

VII.

Aus Prag.

Dr. Schmidt-Göbel und die Ultra = Ezechien.

Die von hier aus datirte, dem Dr. Schmidt-Göbel betreffende Erklärung, welcher Sie in No. 45 der Grenzboten einen Platz gönnten, verpflichtet mich Ihnen anzuzeigen, daß die stets rege und unterminirende Partei der ezechischen Ultra's, Ihr Blatt mit dieser Erklärung auf das perfideste zu mißbrauchen verstand, indem sie nur die Redaction zu täuschen jener Erklärung den Anschein einer Ehrenrettung des Dr. Schmidt-Göbel gab, in der That aber darin erst eine boshafte Verleumdung formulirte, um einen Vorfall aufzuwärmen, an den längst kein Mensch mehr dachte.

Dieser Vorfall ist folgender: Die Sammlungen, welche der verstorbene Dr. Selter als Arzt im Dienste der ostindischen Compagnie gemacht hatte, brachte seine Wittwe, Isidore, hieher. Graf Joseph Rostiz, der Geschäftsleiter des Museums, kaufte sie der Frau ab, und in diesem ungeordneten Zustand, der ihnen fast allen wissenschaftlichen Werth raubte, kamen sie an das Museum (der Kaufpreis von 75,000 Fl., dessen in jener perfiden und verleumderischen Erklärung Erwähnung gethan wird, ist die colossalfste Lüge, denn das arme Museum hat wohl im Ganzen kaum über 10 p C. jener Summe zu disponiren) es galt nun einen wissenschaftlichen Mann zu finden, der sich der Arbeit unterzöge, diese Sammlungen zu sichten, zu ordnen, wissenschaftlich zu bestimmen u. s. w.

Ein Custos des Museums, Namens Dr. Corda, bewarb sich lebhaft um diese Mission; sie ward ihm nicht, weil man ihm das nöthige Vertrauen nicht schenkte, Dr. Schmidt-Göbel ward mit der Sache betraut, und Corda wurde sonach Schmidt's ärgerster Feind.

Dr. Schmidt wurden die Büchsen mit diversen Käfern und das Herbarium (keine „Thierbälge!“) übergeben, er empfing 1000 Fl. Zuschuß und machte sich an die Arbeit, sondirte die ihm en bloc übergebenen Insecten, schied die verdorbenen Exemplare aus, ordnete und bestimmte einige Suiten mit unendlicher Mühe, schrieb ein Heft wissenschaftlicher Beschreibung, sandte einzelne Käferexemplare an Gelehrte Wiens, Breslaus etc., um derselben Ansicht und Bestimmung zu vernehmen, da fast von jeder Species der Insecten vier, oft zehn solche Exemplare vorhanden waren!

Mit der Vorbereitung für das zweite Jahr beschäftigt, erhielt Dr. Schmidt den Ruf nach Krakau, wo er die Lehrkanzel der Naturgeschichte einnahm, worüber die Ezechien gegen Schmidt, den Deutschen, in Wuth geriethen.

Schmidt hatte sich in die Bearbeitung des Werkes hineingelegt, und wünschte die Insecten und das Herbarium mit nach Krakau zu nehmen, um dort weiter zu arbeiten. Er fragte bei den Museumsvorständen deshalb an, welche jedoch der Entfernung Krakaus wegen auf Schmidt's Wunsch nicht eingingen. Schmidt gab sonach die Käfer an das Museum ab und suchte nach, man möge auch die Hülfsbücher, welche das Museum theils zu diesem Zwecke angekauft, theils aus seiner Sammlung dem Dr. Schmidt übergeben hatte, sowie den vorhandenen kleinen Vorrath an Kupferdruckpapier vor seiner Abreise bei ihm abholen lassen. Mehrere Tage vergingen, ohne daß diesem Ersuchen willfahrt ward; Schmidt stellte alles dem Museum Gehörige in seinem Arbeitszimmer zusammen, legte einen großen Bogen mit der Mithelaußschrift: dem Museum gehörig! darauf und beauftragt seine Angehörigen zur Ausfolgung. Wenige Stunden vor seiner Abreise erschien der Custos Corda mit zwei Grenadieren, den gewöhnlichen Arbeitsleuten

des Museums, und ließ jene Gegenstände fortschaffen, freute aber nach Schmidt's Abreise überall aus, Schmidt habe die Herausgabe jener Schätze verweigert, er, Corda, habe die Auslieferung durch Militärraffistenz erzwingen müssen, doch sei vieles abgängig und ohne Zweifel fraudulös verkauft!! Da man dem Dr. Schmidt die Sammlung en bloc und ohne Formular übergeben hatte, so konnte die Verleumdung sich um so breiter machen, und die Fanatischen unter der czechischen Partei, deren Umtriebe täglich gemeiner werden, bemächtigten sich des Vorfalls um so eifriger, da Dr. Schmidt das läppisch-zeiotische Treiben dieser Fanatiker häufig mit caustischem Witz in den Versammlungen des Gewerbevereins gegeißelt hatte. Nun nahm man Rache an ihm, man bließ die Sache auf, behauptete, das Vaterland sei um seine Schätze bethoren, Tausende von Gulden seien verloren gegangen — und schnitt dem Abwesenden die Ehre ab.

Schmidt's Freunde, empört durch diese Umtriebe, nahmen sich der Sache an, erforschten die Spuren der Calumnie bis auf den Anfangspunkt. Redacteur Bernard Gut ging dem Custos Corda auf den Leib bis er Alles widerrief.

Die Czechen ergrimmt, daß sie Schmidt nicht zerfleischen können, mißbrauchen ein würdiges Journal und mystificiren seine Redaction durch jene perside Erklärung*) — so stehet die Sache.

S. S.

VIII.

Aus Wien.

Robin? — Die italienischen Verhältnisse. — Stimmung für die Schweiz. — Eindruck des Luzerner Ereignisses.

Als einem der Kammerherren aus dem Geschlechte der Capponie zu Zeiten der Florentiner-Republik das Pferd durchging, und dem Einherbrausenden ein Spottvogel zurief: Avete fretta, Signor Gonfalone, per dove andate? war die Antwort: Non si sa, nè si può sapere. — Könnte man heute auf eine Frage über den Gang der Zeit richtiger antworten? Die Diplomaten sind von der Fährte abgekommen. Wenn einmal die Massen Politik machen, dann ist's mit den Noten, Protokollen und Congressen zu Ende. Wenn einmal der höchste moralische Grundsatz aller Regenten und Regierungs-Verpflichtungen: das größtmögliche Wohl der größtmöglichen Anzahl müsse die supreme Norm aller Staatseinrichtungen werden, in den Völkern zur Erkenntniß gereift ist; dann auch vale der Dogmatik der Cabinetsweisheit. In der schönen Halbinsel, ch' il mar circonda e l' Alpi, haben wir erst das Vorspiel des politischen Drama durchgemacht. Im Hauptstück werden wir sehen, wie England den embryonischen Zollverein beschützen wird, sonst würden die Interessen Frankreichs am Mittelmeere überwiegen werden. Italien wird dadurch zur Selbstständigkeit gelangen, und Oesterreich sich selbst die größte Wunde schlagen, wenn es bei seinem Systeme verharret; denn die Lombardei und Venedig sind ihm jährlich 35 Millionen Re-

*) Sie wurde der Verlagshandlung durch einen Leipziger Committenten übermittelt, um im schlimmsten Falle als Inserat auf dem Umschlage gedruckt zu werden. Wir dachten jedoch es handle sich wirklich um die Ehrenrettung eines gedruckten Mannes, und mochten nicht, daß für einen solchen Dienst Insertionsgebühren gezahlt würden. Da wir jedoch mit der Sachlage nicht vertraut waren und keine Verantwortlichkeit übernehmen konnten, so gaben wir die Erklärung als „Eingefandt“ am Schlusse des Blattes mit Petitschrift. Hat man unsere Ehrlichkeit mißbraucht, um so schmachvoller für den Einsender. Uebrigens hat die Verlagshandlung den erwähnten Committenten bereits zur Verantwortung gezogen. D. Red.

venüen werth, die — wenn verloren — durch nichts zu ersetzen sind. Das kleine Fivizzano wird den Traktat-Fabrikanten die Lehre geben, daß auch bei den Völkern die Rechte der Liebe die stärksten, und Menschen doch nicht wie Schaafe und Rinder von einem Herrn zum andern zu wandeln geneigt sind. Die Schweizer Angelegenheiten spannen hier die Neugierde auf's Höchste. Wie Stossvögel auf ihren Raub, so lauern die Leute in den Kaffeehäusern auf die Zeitungen. Allgemeine und Nürnberger reißt man sich aus den Händen. Ist Luzern gefallen? Wo stehen die Sonderbündler im Canton Tessin? Die Tessiner sind halb doch nur Welsche: so gehts von Mund zu Munde. Unstreitig hat hier der Sonderbund viele Interessen-Sympathien. Aber die Wenigsten wissen es, durch welchen schmachvollen Winkelzug die Jesuiten im J. 1844 in Luzern installiert wurden, daß die Luzerner Regierung bis dahin ein gutes demokratisches Regiment und der Freischaaenzug von 1845 nur die Rache für die Ueberlistung war, mit welcher die Herren Patres aus Freiburg der eigentlichen Res publica im Canton Luzern den Garauz machten. Der edleren Herzen-Sympathien aber sind für die Zwölfer; nur Unlautere können für die Aufhaltung des geistigen Fortschritts hier wie überall, so auch in der Schweiz, sein. Man erwartet demnächst, daß der linke Flügel Dufour's über Silbruck nach Einsiedeln vordringt, daß die Glarner und St. Gallener durch das Prager- und Schächenthal nach Schwyz und Uri einfallen, und die Bündtner durch das Tavetscher Thal, über den Lufmanier und Bernhardin eine Diversion zu Gunsten der bedrängten Tessiner unternehmen werden. Diese Operation würde der Sache so ziemlich ein Ende machen, die Walliser gänzlich isoliren und die mit Oesterreich unter dem Fittig des gallischen Hahnes angezettelte Intervention (?) wie Montarde après diner kommen lassen, wenn nicht schon früher das Resultat des Sieges, im Verein mit der imposanten, physischen und moralischen Haltung der Eidgenossen, dem diplomatischen Verkehr eine andere Wendung gibt. Hunderttausend Mann im Felde mit 180 Kanonen, Ruhe und Würde, einhelliges politisches Bewußtsein, Ueberzeugung und Männermuth besitzen in unserer Zeit eine weit höhere Beweiskraft als Marienzzettel und Religionsfanatismus.

Nachschrift! Die heutige Post brachte endlich die Nachricht von der Eroberung Luzerns und schneidet alle Combinationen kurz ab. Herr Siegwart und die ganze bisherige Regierung ist entflohen und hat die Casse mitgeschleppt. Dufour's Name wird von allen Officieren mit Hochachtung genannt. Sein Plan war eben so meisterhaft combinirt, als glücklich ausgeführt. Ein solcher Führer und ein solches Herr werden die Interventionsliste der diplomatischen Hezer wohl bedeutend abkühlen. Das ganze Geschreibe, die Pläne, die Depeschen, die kostbaren Couriere und außerordentlichen Missionen sind nun alle umsonst gewesen. Ehe die fünf Mächte unter einen Hut gebracht werden konnten, haben die Nachkommen des Tell, unbekümmert um den Hut, der Freiheit eine Casse gebahnt. Nun heißt es von vorn anfangen mit dem diplomatischen Feldzug. Und wohin? Gegen wen soll er gerichtet werden? Das ganze Verfahren der Liberalen, sämtliche Depeschen und Manifeste Dufours haben bewiesen, daß Besonnenheit und Mäßigung ihnen zur Seite steht, in einem Grade, wie keine Annalen irgend eines Bürgerkrieges Ähnliches aufweisen können. Daß hier und da einzelne Excesse vorkommen können, vorkommen werden, ist leicht vorauszusehen und die clericalen- und Sonderbundsblätter werden nicht unterlassen, jede Mücke zu einem Elephanten aufzublasen. — Aber das Alles ist nur Nebensache. Die That ist vollendet und selbst Jene, welche es heimlich oder öffentlich mit den Sonderbündlern halten, haben eine heilige Scheu vor dem Gottesurtheil des *Fait accompli*.

Aus München.

Zwei Fackelzüge. — Nur ein Jahr Philosophie! — Ringseis und der Professor der Chirurgie. — Rein Diefenbach. — Beseleer-Concert.

Das ist der Vortheil der Jugend, daß sie, richtig geleitet, das Bessere erkennt, dem Bahn vergangener Zeiten Valet sagt und mit freudigem Auge der Gestaltung der Zukunft entgegensteht. Die Studierenden an der hiesigen Hochschule zeigen dies sehr deutlich. Wenn man sie Anfangs März vor dem Hause der Lola Montez brüllen hörte weil einige Obscuranten unter den Professoren abgesetzt worden waren und dann sie am 23. Nov. vor dem Hause des jetzigen Rector Magnificus, des Hofraths Thiersch, stehen sah, wie sie dem Vertheidiger akademischer Rechte und Freiheit einen Fackelzug und ein Vivat brachten, so erkennt man fast dieselbe Jugend nicht mehr; und doch stehen beide Demonstrationen in enger Verbindung. Man wollte damals die Verbesserungen nicht jener Dame verdanken, die allgemein, mit Recht oder Unrecht, als die Urheberin derselben genannt wurde, ein Beweis von Moralität der nicht zu verachten ist. Jetzt ist die Sache verjährt und man freut sich der Reformen. Ein Hauptgrund dieser Freude liegt wohl auch in dem neuen Studienplane. Herr v. Abel ließ nämlich in den dreißiger Jahren den philosophischen Cursus auf zwei Jahre ausdehnen, denn da, wenigstens an der hiesigen Universität, keine wahre Philosophie mehr vorgetragen ward, litt der Katholizismus der Studenten nicht, während sie ihr Geld vergeudeten und dann zahme Beamten wurden. Nun ist der Minister gefallen und mit ihm auch ein Jahr des philosophischen Cursus, was natürlich zur Folge hat, daß alle diejenigen, welche ein Jahr länger auf der Universität zubringen mußten, ihm einen wohlgemeinten Fluch über die Alpen nachsenden. Hofrath Thiersch steht nun an der Spitze der Hochschule und begünstigt in jeder Hinsicht eine freiere Regung, was der Wissenschaft, die sonst hier sehr darniederlag, von unendlichem Vortheil sein wird. Wer gezwungen war, die schwüle Siroccoluft zur Zeit eines Döllinger, Philipp's Höfler, u. zu athmen, fühlt sich neu belebt, aber es fragt sich, ob man nicht zu weit geht, wenn man unschädliche Personen, wie z. B. den Privatdocenten Dr. Sepp, der in seine Heimath Tölz verbannt wurde, zu Märtyrern ihrer Meinung macht. Auch wäre es gewiß ein großer Mißgriff, wenn, wie man sagt, der Geheimrath v. Ringseis seines Lehrstuhls beraubt würde; denn ist derselbe auch sehr katholisch gesinnt, so blieb ihm doch stets jener schleichende, kriechende Jesuitismus fremd, der Manchen der Andern charakterisirt. Er ist ein trefflicher Arzt am Krankenbette, läßt jeder Meinung Gerechtigkeit widerfahren und seine Spitalklinik ist eine wahre Erholung für den Mediziner, der auf der andern medizinischen Abtheilung des hiesigen Krankenhauses jedes Semester eine andere Panacee preisen hören muß und gezwungen ist, den Operationsaal zu einem Schauspielhaus herabgewürdigt zu sehen. „Ich operire nicht allein aus Nothwendigkeit, sondern auch pro clinico“ ist der Wahlspruch des Professors der Chirurgie, aber er bleibt dabei nicht stehen, sondern ladet zu den Operationen, die alle auf Einen Tag verschoben werden, die hiesigen höchsten Herrschaften ein und zeigt seine Fertigkeit im Gliedervertilgen, ein Gegensatz zu dem leider zu früh verstorbenen Diefenbach, der mangelnde Glieder zu ersetzen trachtete. Strohmeier's Ausspruch, daß an der Isar höchstens Bader, aber keine Chirurgen gedeihen, scheint durch ihn nicht widerlegt zu werden. —

Dieser Tage gab die hiesige Liedertafel, die hauptsächlich aus Studenten und jungen Künstlern besteht zu Gunsten des Dr. Beseleer eine Production, welche bei weitem mehr besucht war und sich mehr Beifall erwarb, als das Hochamt in der Herzogspitalkirche zum Heile des Sonderbundes. C. D.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.